

MUTTER UND KIND, INFORMATIONEN-
UND NAHRUNGSUSTAUSCH

1

ESSEN UND GEGESSEN WERDEN

*Und so lang du das nicht hast,
dieses Stirb und Werde,
bist du nur ein trüber Gast
auf der dunklen Erde.*

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE
WEST-ÖSTLICHER DIVAN, BUCH DES SÄNGERS,
SELIGE SEHNSUCHT



SATAN VOR DEM
HÖLLENSCHLUND [1473]

Holzschnitt auf einem
Doppelblatt (a5/6) aus: Jacobus
de Theramo, Belial, deutsche
Ausgabe. Augsburg, Johann
Bämler, 14. Febr. 1473.
Gr.: 8 x 11,5 cm. Auf der
vollen Buchseite (Folio)

DAS GEWITTER [ca. 1508]

Giorgione deutet die Welt der Renaissance. Der Blitz, ursprünglich Attribut des griechischen Gottes Zeus, Sinnbild der Elektrizität. Elektrizität ist der Ursprung des Lebens. Aristoteles unterschied fälschlicherweise die belebte von der unbelebten Materie. Man könnte das Gewitter als Allegorie des Chaos interpretieren. Das Chaos ist ein Zustand vollständiger Unordnung oder Verwirrung und stellt damit den Gegensatz zum Kosmos dar, dem griechischen Begriff für Ordnung

Ein Bild sagt mehr als viele Worte. Nicht von ungefähr spricht man von der Einbildungskraft. Der Renaissancekünstler Giorgione stellt in seinem rätselhaften Gemälde „Das Gewitter“ in verdichteter Form die Entstehung des Lebens in seiner Komplexität dar. Er beherrschte selbstverständlich das Repertoire des Humanismus und bediente die Erwartungen seiner gebildeten Auftraggeber. Das Bild zeigt eine arkadische Landschaft – eine Art Paradies – mit hohen Bäumen und einem Fluss, der von einer Brücke überquert wird. Über einer Stadt im Hintergrund mit Türmen und einer Kuppel ist ein Gewitter aufgezogen. Einen nahezu zentralen Platz nimmt der Blitz in diesem Gemälde ein. Zeus, dem obersten Gott der alten Griechen war der Blitz als Hauptattribut zugeordnet. Mit dem Blitz ist die Spannung des Lebens in Form der Elektrizität dargestellt. Die Grundlage des Lebens ist die Elektrizität; sie ist die Basis der anorganischen und organischen Chemie. Aristoteles unterschied fälschlicherweise die belebte von der unbelebten Materie.

Man könnte das Gewitter als Allegorie des Chaos interpretieren. Das Chaos ist ein Zustand vollständiger Unordnung oder Verwirrung und stellt damit den Gegensatz zum Kosmos dar, dem griechischen Begriff für Ordnung. Etymologisch lässt sich das Wort Chaos vom „klaffenden Raum“, „gähnender Leere“ oder „Kluft“ ableiten. In der *Theogonie* – also der *Entstehung der Götter* – des griechischen Dichters Hesiod ist das Chaos der Urzustand der Welt: „Wahrlich, zuerst entstand das Chaos und später die Erde...“ (Vers 116). Das Chaos besitzt in diesem kosmogonischen Mythos Ähnlichkeit mit dem Nichts und der Leere.

Menschen brauchen Mythen. Heutige Mythen, die Alltägliches vergöttern, beruhen auf einer Mischung aus Erzählungen, Märchen, Sagen und Religion, Politik, von „wichtigen“ Leuten der Wissenschaft, Chatten im Internet, Darstellungen im Film und in anderen Medien, aus historischen Überlieferungen und kollektiven Erlebnissen, an die sowohl negativ als positiv verklärend erinnert wird, so der französische Philosoph Roland Barthes. Jede Zeit kreiert ihren eigenen Mythos von der Erschaffung der Welt. So auch jeder Mensch: warum er dick und/oder doof, schlank und reich, drahtig wie ein Terrier, witzig oder beliebt usw. ist. Horoskope werden bemüht, Wahrsager befragt, Politiker um Auskunft gebeten, selbstverständlich Ärzte und Philosophen, kurzum: Es herrscht nach wie vor eine babylonische Sprachverwirrung über die Entstehung der Welt, seiner selbst und die Entstehung des Lebens. Ein Rabbi, ein katholischer Priester und ein Imam diskutieren die Frage, wann das Leben beginnt. Der Priester behauptet, dass das Leben mit der Zeugung beginne, der Imam meint, dass es mit der Geburt seinen Anfang nehme. Nun schauen die beiden erwartungsvoll auf den Rabbi. Dieser wiegt seinen Kopf bedächtig, nimmt mehrere Anläufe, hält immer wieder inne und sagt dann schließlich mit einem Ruck: „Leben beginnt, wenn Hund tot und Kinder aus dem Haus!“

Unsere Epoche ist seit ca. einhundert Jahren von Sigmund Freuds Mythos der Philosophie des Unbewussten durchdrungen, die er, wie er behauptete für ihn unbewusst – was ich auch glaube –, von Nietzsche übernommen hatte. Freud postulierte, in Anlehnung an den griechischen Philosophen Empedokles, den Lebens- und den Todestrieb – Eros und Thanatos –, die antagonistisch miteinander verschränkt sind. Freud fand, es sei Aufgabe der Triebe, eine Gewähr dafür zu bieten, dass keine biologische Abweichung



zur Dauereinrichtung wird und alles Lebendige an seinen Ausgangspunkt zurückkehrt. Die automatische und zwingende Wirkung der Triebe ist ein unentbehrlicher Beitrag zur Erhaltung des Lebens. Wenn man dem Hauptsatz der modernen Biologie zustimmt, dass das Leben aus einem anorganischen Zustand entstanden ist, so stellt das Leben selbst die stärkste vorstellbare Abweichung von einem früheren Zustand dar. Das Problem lautet für Freud, ob es einen Trieb gibt, der auch die Rückkehr des Organismus zum primären anorganischen Zustand garantiert, in dem das Leben seinen Ursprung hat. Darauf gibt er eine positive Antwort und glaubt, diesen Trieb in Gestalt des Todestriebes entdeckt zu haben. Die Triebe, die für die Erhaltung des Lebens so unentbehrlich sind, es begünstigen und beschützen, sind niemals imstande, das Endergebnis der stillen Arbeit des Todestriebes zu verhüten. Zwischen den Trieben im Dienste der Lebenserhaltung und jenen, die das Leben einschränken, bis es zu seinem Ursprung zurückkehrt, herrscht fortwährender Kampf. Der Todestrieb, der sich zunächst nach innen wendet und nach Selbstzerstörung strebt, wird sekundär nach außen gerichtet und äußert sich nun in Form des Aggressions- und Destruktionstriebes. Hiermit formuliert Freud, dass zunächst der Tod da ist und dann das Leben, um dann wieder vom Tod abgelöst zu werden. Schopenhauer sagt entsprechend, uns Menschen schein es wenig zu kümmern, dass wir vor unserer Geburt schon eine Ewigkeit nicht da gewesen sind, es schein uns aber sehr zu belasten, nach unserem hiesigen Dasein eine Ewigkeit nicht mehr da zu sein.

TOD UND LEBEN SIND VERSCHRÄNKT

Freuds Mythos wird durch den heutigen Kenntnisstand der Biologie unterstützt, die den programmierten Zelltod kennt, den physiologisch ablaufenden Tod von Zellen in einem mehrzelligen Organismus. Dieser dient in der Regel dazu, für die Entwicklung oder den Fortbestand des Organismus unnötige oder hinderliche Zellen gezielt zu entfernen. Ein spezielles „Selbstmordprogramm“ einzelner biologischer Zellen wird als Apoptose bezeichnet; aus dem Griechischen von *apo* „weg“ und *ptosis* „Fall“, wie das Fallen der Blätter im Herbst. Die Apoptose kann beispielsweise durch Immunzellen von außen angeregt oder aufgrund von zellinternen Prozessen ausgelöst werden. Im Gegensatz zum anderen bedeutenden Mechanismus des Zelltodes, der Nekrose – der am lebenden Organismus stattfindende pathologische Untergang einzelner oder mehrerer Zellen –, wird die Apoptose von der betreffenden Zelle selbst aktiv durchgeführt und ist Teil ihres Stoffwechsels. Dadurch unterliegt diese Form des Zelltodes strenger Kontrolle und es ist gewährleistet, dass die betreffende Zelle ohne Schädigung des Nachbargewebes zugrunde geht. Als Gesamtorganismus kann ein Mensch Suizid begehen. Als Massenselbsttötung wird der Suizid einer größeren Gruppe von Menschen bezeichnet, der meist gleichzeitig und aus denselben Motiven durchgeführt wird. Zu einer Massenselbsttötung kam es beispielsweise 73 n. Chr. während der Belagerung Masadas in der römischen Provinz Judäa, dem heutigen Israel, durch römische Truppen. Flavius Josephus berichtet, dass die über 900 Belagerten angesichts ihrer aussichtslosen Lage beschlossen, lieber als freie Menschen zu sterben als den Römern in die Hände zu fallen.

APOPTOSE

Mit dem Begriff der Apoptose wird der biologische Zelltod bezeichnet. Dieser wird durch die Zellen selber induziert. Damit belegt die moderne Biologie, dass dem Leben der Tod immanent ist

Die Belagerten bestimmten durch Los einige Männer, die zunächst alle anderen und anschließend sich selbst töten sollten. Entsprechend lässt Goethe seinen Mephisto sagen:

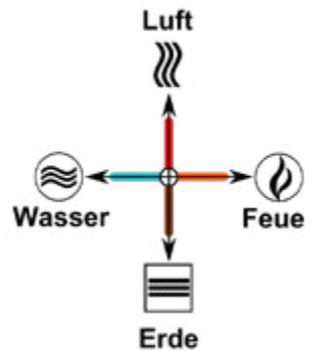
*„Ich bin der Geist, der stets verneint!
Und das mit Recht; denn alles, was entsteht,
Ist wert, dass es zugrunde geht;
Dum besser wär's, dass nichts entstünde.
So ist denn alles, was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz, das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.“*

Kehren wir wieder zu Giorgiones Gemälde zurück, das in Venedig – dieser mythischen Stadt – in der Accademia betrachtet werden kann. Die Landschaft, die zu sehen ist, bildet nicht nur einen Hintergrund von untergeordneter Bedeutung. Sie ist neben den drei im Vordergrund postierten menschlichen Figuren gleichwertig und bestimmt die Atmosphäre und die Ausstrahlung des Bildes. Es dominieren Farbtöne von tiefem leuchtendem Blau und Grün, aber auch Braun und etwas Rot, mit denen eine fast magische Bildwirkung von Ruhe, Stille und Harmonie erzeugt wird, die auch von dem fernen Gewitter am Horizont nicht gestört wird. Symbolisch könnte das Bild die Vier-Elemente-Lehre der alten Griechen darstellen, wonach alles Sein aus den vier Grundelementen Feuer, Wasser, Luft und Erde besteht, woraus sich deren Humoralpathologie der vier Säfte entwickelte sowie die bekannten vier Temperamente.

Die felsige Landschaft ist mit wenigen schütterten Sträuchern bewachsen, Ruinen und ein Teil einer Mauer sind zu sehen. Die Stadt, vom zuckenden Blitz grell beleuchtet, scheint verlassen. Neben den Menschen sieht man als einziges weiteres Lebewesen einen Storch auf einem Dach. Bekanntlich gibt es in Europa im Zusammenhang mit dem Weißstorch den Mythos, dass er die Babys bringt.

Im Vordergrund rechts im Bild steht ein junger Mann mit einem Hirtenstab in der Hand, ihm gegenüber sitzt eine nahezu nackte Frau mit einem Säugling an der Brust. Der Mann und die Frau haben keinen Blickkontakt, während die Frau den Betrachter anschaut.

Die Mutter, die den Säugling stillt, soll etwas umfassender betrachtet werden. Mutter und Kind waren ein Leib. Eine innigere Beziehung gibt es zwischen Menschen nicht. Auf dem Gemälde bilden Mutter und Kind eine Einheit. Die Mutter umfängt den Säugling, schützt ihn und gibt ihm Nahrung, die sie selbst produziert hat. Der Säugling trinkt sich satt. Die Mutter gibt ihren eigenen Leib zu essen. Als sie mit dem Kind schwanger war, hat sie es in sich genährt und bietet ihm nun ihre Milch. Dieses Nährenwollen seitens der Mutter setzt sich während vieler Jahre fort. Wie es Elias Canetti in *Masse und Macht* beschrieben hat, kreisen die Gedanken der Mutter um die Nahrung, deren das heranwachsende Kind bedarf. Die Leidenschaft vieler Mütter ist es, den Kindern Essen zu geben und dabei zuzusehen, dass diese essen und wachsen. Ständiges Wachstum ist ein heutiger absurder Mythos der Volkswirtschaftslehre. Das, was wächst, ist die Fiktion: die Zahlenspiele der Volkswirtschaftler. Für die leidenschaftliche Mutter



VIER-ELEMENTE-DIAGRAMM

Nach der Vorstellung der alten Griechen bestand das Sein aus den vier Grundelementen Feuer, Wasser, Luft und Erde, woraus sich die vier Säfte bildeten. Die Ausgewogenheit der Säfte, die Eukrasie, ist gleichbedeutend mit der Gesundheit des Menschen. Krankheiten entstanden durch die Störungen (Dyskrasie) dieser Ausgewogenheit



BACCHUS, CERES UND AMOR
[ca. 1598]

Hans von Aachen (1552-1615). Ceres ist die römische Göttin des Ackerbaus, der Fruchtbarkeit und der Ehe. Ebenso gilt sie als Gesetzgeberin. Sie war die Tochter des Saturnus und der Ops. Im Griechischen heißt Ceres Demeter. Die Abzeichen der Ceres waren Früchte, Fackel, Schlange, Ährenkranz bzw. Ährengarbe. Heilig waren der Ceres weiterhin der Mohn und das Schwein. Ceres wird mit weizenblonden, also goldblonden Haaren dargestellt, die oft lang getragen, aber auch zu Zöpfen geflochten sind. Manchmal trägt sie ein Füllhorn. Die Schlange, die in Klüften und Felsen lebt und auf der Erde kriecht, wird symbolisch als chthonisches, also Erdzeichen gedeutet

scheint es das Wichtigste zu sein, sehen zu dürfen, dass das Essen beim Kind von Erfolg gekrönt ist. Das Wachstum und die Gewichtszunahme des Kindes sind das Hauptziel der Mutter. Wie auf Giorgiones Gemälde dargestellt, wirkt das Gebaren der Mutter selbstlos. Es sei daran erinnert, dass im Begriff Materialismus die Mutter – lateinisch mater – verborgen ist.

Sogar in den patriarchalen Kulturen nehmen Mutterfiguren, mehr oder weniger versteckt, einen zentralen Platz ein. So werden Universitäten als Alma Mater – von lateinisch *alma* „nährend“, „gütig“ und *mater*, „Mutter“ – bezeichnet, da Studierende dort metaphorisch mit Bildung und Wissen genährt werden.

Canetti meint, dass sich der Magen der Mutter gleichsam verdoppelt hat und sie über beide die Kontrolle behält. Am neuen Magen wie am neuen, unentwickelten Leib ist sie anfangs mehr interessiert als am eigenen; was während der Schwangerschaft geschah, ist veräußert worden. Die Verdauung könnte als zentraler Vorgang der Macht gesehen werden: Die Mutter verteilt sie auf mehr als einen Leib. Wenn sie viele Kinder hat, wächst sie und wird mächtiger. Die Macht der Mutter über das Kind im Stillvorgang ist absolut. Und auch in der Folge im weiteren Leben kann die Mutter diese Macht unaufhörlich ausüben – aber auch Väter, wenn sie die Funktion der Ernährung mit übernehmen und nicht mehr abseits stehen, wie der Mann auf diesem Gemälde –, nicht nur weil das Leben des Kindes von ihr abhängig ist, sondern weil sie selber den stärksten Drang verspürt. Canetti, Nobelpreisträger für Literatur, während Freud, den Canetti nicht leiden konnte, nur den Goethepreis bekam, formuliert unübertrefflich: „Die Konzentration dieser Herrschaftsgelüste auf ein so kleines Gebilde gibt der Elternfigur ein Gefühl von Übermacht, das sich schwerlich durch ein anderes normales Verhältnis unter Menschen überbieten lässt. Die Kontinuität dieser Herrschaft, mit der sie Tag und Nacht beschäftigt ist, die ungeheuerliche Zahl von Details, aus denen sie sich zusammensetzt, geben ihr eine Vollkommenheit und Rundheit, wie sie keiner anderen Art von Herrschaft eignet. Sie beschränkt sich nicht auf die Erteilung von Befehlen, die anfangs gar nicht verstanden werden könnten. Sie bedeutet, dass man ein Geschöpf gefangen halten kann, wenn auch in diesem Fall wirklich zu seinem eigenen Nutzen; dass man – ohne zu begreifen, was man tut – weitergeben kann, was man vor Jahrzehnten selber unter Druck empfangen und als unzerstörbaren Stachel zurückbehalten hat, dass man *wachsen* machen kann, etwas, was einem Herrscher nur durch künstliche Rangerhöhung gelingt. Für die Mutter vereinigt das Kind die Eigenschaft von Pflanze und Tier. Es gestattet ihr den Genuss von Hoheitsrechten, die der Mensch sonst getrennt ausübt: über Pflanzen, indem er sie zum Wachstum veranlasst, so wie er sie haben will; über Tiere, die er gefangen hält und deren Bewegungen er kontrolliert. Das Kind wächst wie Korn unter den Händen der Mutter heran; wie ein Haustier vollführt es die Bewegungen, die sie ihm erlaubt; es nimmt ihr etwas von den alten Befehlslasten ab, an denen jedes gesittete Geschöpf schwer trägt; und es wird außerdem ein Mensch, ein neuer und voller Mensch, für dessen Zubringung die Gruppe, in der sie lebt, ihr immer zu Dank verpflichtet bleibt. Es gibt keine intensivere Form von Macht.“ Canetti hatte wohl möglicherweise sogar eine tiefe Abneigung gegen Freud: In der Literaturliste seines opum magnum sucht man den Namen Freud vergeblich. Wohl auch deshalb wurde

Canetti bisher von Psychoanalytikern bedauerlicherweise wenig rezipiert. Kehren wir wieder zum Säugling zurück: Der Säugling wird gestillt, die vorherige anzunehmende Unruhe geht über in einen Zustand der Stille und Ruhe. Solange wir leben, gibt es diese Oszillation zwischen äußerster Wachheit, Bewegung, primär zur Nahrungssuche – und dann wieder die fast unstillbare Sehnsucht nach Ruhe, der Einverleibung der Welt, des Gestilltwerdens. Der Säugling saugt, mitunter lutscht er die Mutter nahezu aus. Ein Gattungsname ist daraus entstanden: Säugetiere.

Freud nannte diesen Zustand der ersten Lebensmonate, in denen der Säugling gestillt wird, die „orale Phase“, die frühe orale Stufe. Diesen Lebensabschnitt bezeichnete er als die erste Stufe der Libidoentwicklung. Die sexuelle Lust ist überwiegend an die Reizung der Mundhöhle und der Lippen gebunden, die bei der Nahrungsaufnahme erfolgt. In der Tätigkeit des Saugens bieten sich die besonderen Bedeutungen an, durch die die Objektbeziehung zum Ausdruck kommt und organisiert wird. Die Liebesbeziehung zur Mutter wird vornehmlich durch die Bedeutungen des Essens und des Gegessen-Werdens gekennzeichnet. Jeder Mensch will sich die Welt einverleiben, letztendlich immer wieder die Mutter. Zum Essen, vor dem Verschlucken, gibt es die Vorstufe des Lutschens. Das Lutschen hat für Freud, der ein leidenschaftlicher Raucher war, eine exemplarische Bedeutung. Der Sexualtrieb, der zuerst durch Anlehnung an eine vitale Funktion befriedigt wird, erwirbt eine Autonomie und kann durch das Lutschen oder Saugen autoerotisch befriedigt werden. Das primäre Befriedigungserlebnis ist ein orales Erlebnis! Der Säugling wird durch den Stillvorgang geprägt, so dass der Wunsch und die Befriedigung für immer dadurch gekennzeichnet bleiben. Der ungarische Psychoanalytiker Sándor Rádo hat den trefflichen Begriff des „alimentären Orgasmus“ geprägt.

*„Wo fass ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt –
Ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht ich so vergebens?“*

Das lässt Goethe seinen wissensdurstigen Faust ausrufen. Er sucht ganz offensichtlich die Mutter mit ihren nährenden Brüsten. Freiwillige Abhängigkeit ist der schönste Zustand, und wie wäre der möglich ohne Liebe, sagt Goethe an anderer Stelle seines monumentalen Werkes. Man wird aber deutlich in seiner Freiheit eingeschränkt, wenn eine Abhängigkeitserkrankung besteht; wenn aus der Esslust eine Esssucht entstanden ist.

In der weiteren Entwicklung des Säuglings wird der Akzent nicht allein auf eine erogene Zone – eine spezifische Reizung und eine spezifische Lust – gelegt, sondern auf den Beziehungsmodus der Einverleibung, wozu alle Sinne dienen, die Atmung, das Sehen, das Riechen, das Hören. Sehr anschaulich ist das im europäischen Märchen vom Rotkäppchen dargestellt: Wie Rotkäppchen zur Großmutter kam stand die Türe auf, darüber verwunderte es sich, und wie es in die Stube kam, sah`s so seltsam darin aus, dass es dacht: ei! du mein Gott! wie ängstlich wird mir`s heut zu Mut, und bin sonst so

SÄUGETIERE

Die Menschen haben sich in die Klasse der Säugetiere eingeordnet. Das Saugen stellt eine Art Urtrieb der Menschen dar, weshalb sie immer wieder auf diesen Modus der Einverleibung zurückkommen, besonders wenn sie regredieren

ROTKÄPPCHEN

Im Märchen vom Rotkäppchen wird sehr anschaulich dargestellt, wie alle Sinne vor allem der Einverleibung dienen: Der Wolf hört, sieht, tastet und packt seine Beute, um sie schließlich zu verschlingen

gern bei der Großmutter. Drauf ging es zum Bett und zog die Vorhänge zurück, da lag die Großmutter (der verkleidete Wolf, der die Großmutter gefressen hatte: also Großmutter und Wolf inklusive) und hatte die Haube tief ins Gesicht gesetzt und sah wunderbar aus. „Ei Großmutter, was hast du für große Ohren!“ – „dass ich dich besser hören kann.“ – „Ei Großmutter, was hast du für große Augen!“ – „dass ich dich besser sehen kann.“ – „Ei Großmutter was hast du für große Hände!“ – „dass ich dich besser packen kann.“ – „Aber Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul!“ – „dass ich dich besser fressen kann.“ Damit sprang der Wolf aus dem Bett, sprang auf das arme Rotkäppchen, und verschlang es.

Der Wolf repräsentiert den zweiten Abschnitt der oralen Stufe, der durch das Erscheinen der Zähne und die Tätigkeit des Beißens gekennzeichnet ist. Die Einverleibung erhält hier die Bedeutung einer Zerstörung des Objekts, wodurch eine Ambivalenz der Objektbeziehung hineinkommt. Der Mund, das Maul ist gefürchtet wie der Höllenschlund.

Dieser Begriff ist sowohl die Bezeichnung für das imaginäre Tor zur Hölle, das in vielen Religionen eine Rolle spielt, als auch ein umgangssprachlicher Ausdruck für einen Vulkanschlot. Die Mutter – die Mater – gebiert und verschlingt alles. Die Bezeichnung Höllenschlund bei Vulkanen kommt daher, dass man früher dachte, die Hölle mitsamt dem glühendheißen *Höllengefeuer* liege unterhalb der Erdoberfläche und der Vulkan sei der Eingang. Im Mittelalter hatte vor allem der isländische Vulkan Hekla den Ruf, geradewegs in die Hölle zu führen. Denn Island galt früher in der gesamten christlichen Welt wegen seiner häufigen Vulkanausbrüche als Wohnsitz des Teufels.

Im Märchen *Hänsel und Gretel* überlegen die armen Eltern, wie sie ihre Kinder weiter ernähren sollen. Sie beschließen, diese im gefährlichen Wald allein zurück zu lassen. Die Kinder werden ausgesetzt! Sie wurden in die Welt gesetzt, ohne danach gefragt worden zu sein. Die Eltern repräsentieren für die Kinder die Quelle aller Nahrung, und dementsprechend erleben Hänsel und Gretel die Angst und tiefe Enttäuschung, wenn die Eltern nicht länger bereit sind, ihre oralen Wünsche zu erfüllen, was sie zu der Annahme verleitet, die Eltern seien plötzlich lieblos, selbstüchtig und ablehnend geworden. Die Geschichte von Hänsel und Gretel verkörpert die Ängste und Lernaufgaben der Menschen, die ihre primitiven oralen und daher destruktiven Wünsche überwinden und sublimieren müssen. Der Mensch muss und darf! lernen, dass – wenn er sich nicht selbst von diesen für ihn schädlichen Wünschen freimacht – seine Eltern oder die Gesellschaft ihn gegen seinen Willen dazu zwingen werden; ebenso wie seine Mutter zuvor aufgehört hatte, ihr Kind zu stillen, als sie es an der Zeit fand. So beschreibt es Bruno Bettelheim tiefenpsychologisch. Hänsel und Gretel gelangen zum Lebkuchenhaus der mächtigen, alles verschlingenden Hexe und fallen gänzlich in die orale Regression zurück. Das Lebkuchenhaus repräsentiert ein Leben auf der Stufe primitivster Befriedigung. Indem die Kinder das Dach und die Fenster aufessen, zeigen sie, wie unbedenklich sie jemand aus Haus und Hof fressen würden. Das Lebkuchenhaus symbolisiert die orale Gier und wie gern man ihr nachgeben möchte. Es ist ein Symbol der Mutter, die ja das Kind mit ihrem Körper nährt. So steht das Haus, das Hänsel und Gretel selig und sorglos verzehren, in ihrem Unbewussten für die gute Mutter, die ihren Körper für die



*Ihr Kinder, spricht das Mütterlein,
Geht ja nicht in den Wald hinein.*

*Ja Prosit! Wenn der Has' nicht wär!
Gleich müssen sie dahinter her.*



*Nicht lange, eh' man's sich versah,
Steht schon die Kinderfalle da.*



*Die böse Hexe schreit: Nanu!
Perdatsch! Da fällt die Falle zu.*

WILHELM BUSCH

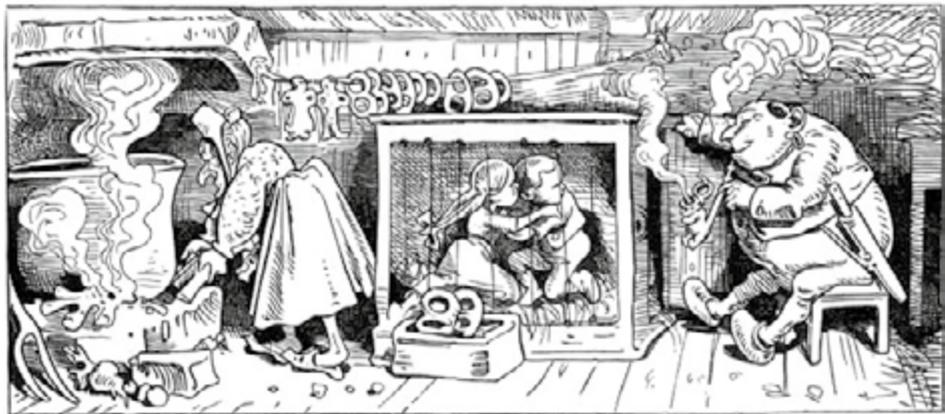
In den Bilderposen, einer Sammlung von vier Bildergeschichten, die 1864 im Verlag Heinrich Richter erscheinen, thematisiert Wilhelm Busch in der zweiten Bildergeschichte auf seine Art das Thema von Hänsel und Gretel. Hier gibt es einen Menschenfresser als Ehemann der Hexe. Die Mutter ist eine schützende Figur, die die Kinder vor den Gefahren der Wildnis warnt



*Und Hans und Gretel, ach, o Graus!
Schleppt man bis in das Hexenbaus.*

HÄNSEL UND GRETEL

Die Geschichte von Hänsel und Gretel verkörpert die Ängste und Lernaufgaben der Menschen, die ihre primitiven oralen und daher destruktiven Wünsche überwinden und sublimieren müssen. Der Mensch muss lernen, dass – wenn er sich nicht selbst von diesen für ihn schädlichen Wünschen freimacht – seine Eltern oder die Gesellschaft ihn gegen seinen Willen dazu zwingen werden – ebenso wie seine Mutter zuvor aufgehört hatte, ihr Kind zu stillen, als sie das Gefühl hatte, dass es an der Zeit war



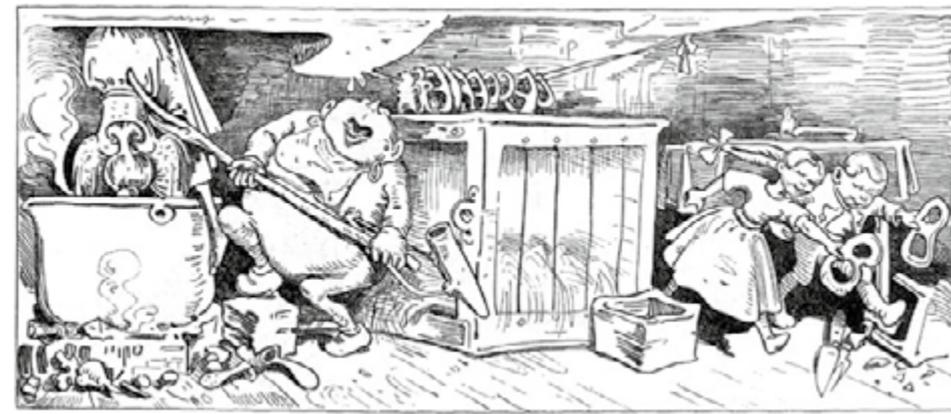
*Die Hexe macht das Feuer an,
Dass sie die Kinder kochen kann.*



*Am Tisch der dicke Bösewicht,
Der passt schon auf sein Leibgericht.*



*Doch Hänsel fasst die Hex' am Bein,
Plumps! fällt sie in den Topf hinein.*



*Die Hexe kriegte ihren Lohn,
Tot hängt sie an der Gabel schon.*



*Der Menschenfresser, zornentbrannt,
Kommt mit dem Messer angerannt.*



*Im Kasten will er sie ertappen,
Der Kasten aber hat zwei Klappen.*



*O weh! Das hat er nicht bedacht,
Nun wird der Käfig zugemacht.*

Ernährung ihrer Kinder hergibt. Es ist die ursprünglich alles spendende Mutter, die jedes Kind später irgendwo in der Außenwelt wieder zu finden hofft, wenn seine eigene Mutter anfängt, Forderungen zu stellen und ihm Beschränkungen aufzuerlegen. Nachdem Hänsel und Gretel vom Lebkuchenhaus gegessen hatten, kam die Hexe: „Sie fasste beide an der Hand und führte sie in ihr Häuschen. Da ward gutes Essen aufgetragen, Milch und Pfannekuchen mit Zucker, Äpfeln und Nüssen. Erst am nächsten Morgen gibt es ein raues Erwachen. „Die Alte hatte sich nur freundlich angestellt, sie war aber eine böse Hexe...“

Das Märchen lehrt, dass Vernichtung droht, wenn man sich so ungehemmt seiner Gefräßigkeit hingibt. Die Regression zu dem frühesten „himmlischen“ Zustand des Seins – als man noch an der Brust der Mutter symbiotisch mit ihr lebte – vernichtet jede Individuation und Unabhängigkeit. Es bringt sogar die Existenz in Gefahr, wie die kannibalistischen Neigungen der Hexe zeigen. Die Hexe, eine Personifikation der destruktiven Aspekte der Oralität, ist ebenso darauf aus, die Kinder aufzufressen, wie



*Der Dicke wird gerollt – und plumpf!
Schmeißt man ihn in den tiefen Sumpf.*



*Jetzt gehen die zwei zum Wald hinaus,
Die Mutter schaut schon aus dem Haus;*



*Sie winkt und lässt die Rute sehn:
Na, gute Nacht! Da dank' ich schön!*

diese darauf aus sind, deren Lebkuchenhaus zu zerstören. Die bösen Absichten der Hexe zwingen schließlich die Kinder, die Gefahren rückhaltloser Gier und Abhängigkeit zu erkennen. Um zu überleben, müssen sie Initiative entwickeln und sich klarmachen, dass die einzige Rettung in einem intelligenten Planen und Handeln liegt. Anstatt des Fingers zeigt Hänsel ein „Knöchlein“ und schließlich wird die Hexe von den Kindern dazu gebracht, selbst in den Ofen zu steigen und wird von ihnen verbrannt.

Nachdem das Kind seine ödipalen Schwierigkeiten überwunden, seine oralen Ängste gemeistert, diejenigen seiner Begierden, die nicht realistisch befriedigt werden können, sublimiert und gelernt hat, sein Wunschenken durch verständiges Handeln zu ersetzen, kann es glücklich leben. Der reife Mensch sollte nicht erwarten, dass alles Gute von außen kommt, sondern darf selbst etwas zu seinem eigenen emotionalen Wohlbefinden beitragen und sein Leben in die Hand nehmen. Am Ende hat sich im Märchen vom „Hänsel und Gretel“ nichts geändert als ihre innere Einstellung. Nein – alles hat sich geändert, weil sich die innere Einstellung geändert hat!

LÖWENJAGD [1621]

Peter Paul Rubens, Löwenjagd (1621), München, Alte Pinakothek. Dieses Gemälde Rubens zeigt, dass die Jagd auch für die Menschen gefährlich war, und sie selber dabei getötet werden konnten. Der Mensch hatte ebenfalls Fressfeinde. Es sind einige Fälle überliefert, bei denen Löwen gezielt Jagd auf Menschen machten. Im Jahr 1898 töteten zwei Löwen im damaligen Britisch-Ostafrika, dem heutigen Kenia, zwischen 14 und 135 indische und afrikanische Arbeiter, die mit dem Bau einer Eisenbahnbrücke über den Tsavo-Fluss beschäftigt waren

[Abbildung Seite 90 / 91]

